

Jobst Finke

Das Menschenbild des Personenzentrierten Ansatzes zwischen Humanismus und Naturalismus

Zusammenfassung: *Angesichts der in Natur- und Humanwissenschaften aktuellen Naturalismus-Kulturalismus-Kontroverse hat sich die Personenzentrierte Psychotherapie zu positionieren und für sich zu klären, ob sie in ihren fundamentalen Begründungen stark humanistischen oder eher biologistisch-physikalistischen Argumentationslinien folgt. Da sich aus den Entwürfen der Humanistischen Psychologie personalistisch und subjekttheoretisch begründete Positionen ergeben, Positionen, die konträr zu naturalistischen Ansätzen stehen, werden diesbezügliche Selbstdefinitionen des PCA untersucht. Besonders am für die Persönlichkeitstheorie des PCA zentralen Konzept der Aktualisierungstendenz und des „Wachstums“ sowie etwa der diesbezüglichen Bezugnahmen auf moderne Autopoiesismodelle wird die gelegentlich doppeldeutige, oft eindeutig naturalistische Argumentationsweise innerhalb des PCA gezeigt. Dabei werden auch die Konzepte von „Natur“ (der Natur im Allgemeinen, der menschlichen im Besonderen) in ihren oft sehr differenten Erscheinungsweisen beschrieben. Es wird für ein dezidiert humanistisches, d. h. personalistisch, subjekttheoretisch wie kulturhistorisch begründetes Menschenbild des PCA plädiert.*

Schließlich soll das Konzept der Aktualisierungstendenz unter einer eher anwendungsorientierten, aber auch humanistischen Perspektive konkretisiert werden. So wird versucht, die „Aktualisierungstendenz“ in den Äußerungsformen personalen Lebensvollzuges zu fassen. Als solche Äußerungsformen werden das Selbstkonzept, die Lebensthematik und die Lebenstechnik herausgestellt.

Schlüsselwörter: *Humanismus vs. Naturalismus, Personalismus, Selbstorganisation vs. Selbstbestimmung, romantische Naturphilosophie, Holismus, personale Erscheinungsformen der „Aktualisierungstendenz“*

Résumé: Le conception de l'homme dans l'approche centrée sur la personne: entre humanisme et naturalisme. *Compte tenu de la controverse naturalisme – culturalisme actuelle dans les sciences naturelle et humaine, la psychothérapie centrée sur la personne doit se positionner et clarifier pour elle-même si elle suit, dans ses motivations fondamentales, des lignes d'argumentation fortement humanistes ou plutôt biologiques – physiques. Des ébauches de la psychologie humaniste émergent des positions personalistes et fondées sur la théorie subjective. Celles-ci s'opposent aux approches naturalistes et l'auteur analyse les définitions propres à l'ACP qui en découlent. On découvre des argumentations naturalistes ou parfois ambiguës, à l'intérieur même de l'ACP jusqu' autour de concepts fondamentaux tels que ceux de la tendance à l'actualisation et de la « croissance », au cœur de la théorie de la personnalité, de même que des références aux modèles d'autopoiesis modernes. Y sont également décrits les concepts de « nature » (la nature en général, la nature humaine en particulier) dans ses manifestations souvent très différentes. L'auteur plaide pour une conception résolument humaniste de l'être, c'est-à-dire une conception de l'être de l'ACP personaliste, fondée sur la théorie subjectiviste et culturaliste.*

Enfin le concept de la tendance à l'actualisation doit pouvoir se concrétiser de façon pratique et humaniste. L'auteur veut repérer la « tendance à l'actualisation » dans le quotidien de la vie de la personne: dans le concept de soi, la thématique de vie et la technique de vie.

Mots clés: *humanisme versus naturalisme, personalisme, auto-organisation versus autodétermination, philosophie naturelle romantique, holisme, manifestations personnelles de la « tendance à l'actualisation »*

Problemstellung

In den Wissenschaftsdiskursen über „die Natur“ des Menschen spielt heute die Naturalismus-Kulturalismus-Kontroverse eine herausragende Rolle. Hierbei stehen sich Positionen eines naturalistischen,

also vor allem physikalistischen und biologistischen, und eines methodisch eher geisteswissenschaftlich-hermeneutisch geprägten Menschenbildes gegenüber. Durch die Fortschritte auf dem Gebiet der Neurophysiologie, der Molekularbiologie einschließlich der Molekulargenetik, der Evolutionsbiologie und der Künstliche-

Intelligenz-Forschung wird von Seiten dieser Wissenschaften zunehmend ein Bild vom Menschen artikuliert, in dem dieser nur noch als Widerschein seiner Gene oder als mehr oder weniger perfektes Informationsverarbeitungssystem im Sinne des Computermodells erscheint. Im Rahmen dieser „Naturalisierung des Mentalen“ (Wingert/Kettner 2002) wird die kulturwissenschaftliche Grundthese in Frage gestellt, dass der Mensch ein primär von Sinnkonzepten und Wertorientiertheit geleitetes Wesen sei und die Sprache als Bedeutungsträgerin und Traditionsvermittlerin eben diese menschliche Verfasstheit mit konstituiere.

Nach Überzeugung des Kulturalismus sind Sinnentwürfe und Wertbezüge, die in ihrer menschlichen Handlung leitenden Funktion überhaupt erst so etwas wie Kultur und Geschichte ermöglichen, anthropologische Bestimmungsstücke, die von einer naturwissenschaftlichen Forschungslogik nicht einzuholen sind. Die Naturalisierungsprojekte der oben genannten Ansätze jedoch wie auch z. B. die sogenannte Philosophie des Geistes („philosophy of mind“; wohl besser zu übersetzen mit „Philosophie der Kognition“) wollen solche Positionen unterlaufen, indem sie zu zeigen versuchen, dass die geistig-seelischen Eigenschaften des Menschen rein kausal, letztlich durch physiologisch-chemische Prozesse zu erklären sind, dass der Gehalt mentaler Repräsentation auf Naturtatsachen zurückzuführen ist (Röska-Hardy 2002).

Diese Kontroverse kann die Psychotherapie im Allgemeinen und die Personenzentrierte Psychotherapie im Besonderen schon deshalb nicht unberührt lassen, weil das Menschenbild, das sich hier letztlich auch auf der Ebene gesamtgesellschaftlicher Überzeugungen durchsetzt, Rückwirkungen auf die Rahmenbedingungen von Psychotherapie überhaupt haben wird.

Zudem scheint es angesichts solcher Diskurse auch geboten, dass die Personenzentrierte Psychotherapie ihr eigenes Verhältnis zu diesbezüglichen Positionen klärt. Ein Versuch in diese Richtung soll hier unternommen werden. Dabei wird die These vertreten, dass die Personenzentrierte Therapie, soweit sie sich weiterhin als ein Verfahren der Humanistischen Psychologie versteht, sich in ihren zentralen Konzepten nicht auf naturalistische Positionen beziehen kann. Denn ein Gründungsmoment dieser Bewegung bestand gerade in einem Sich-absetzen von solchen Positionen. Es soll gezeigt werden, dass aber genau diese Bezugnahme oft vorgenommen wird. Dies geschieht besonders bei der Explikation jenes Konstruktes, das für das Menschenbild dieses Ansatzes eine so bedeutsame Rolle spielt, die Aktualisierungstendenz.

Schließlich soll aufgezeigt werden, wo die praxisorientierte Bedeutsamkeit des Konzeptes „Aktualisierungstendenz“ zu suchen wäre. Dabei soll dieses zunächst ja sehr allgemeine Konzept sowohl unter persönlichkeits- wie therapietheoretischen Anwendungsspekten konkretisiert werden.

Denkt Rogers naturalistisch?

Was bei der Lektüre von Rogers manchmal verwirren könnte, ist dessen Neigung, sich hinsichtlich der Skizzierung seines Menschenbildes sowohl auf humanistische wie auch auf scheinbar naturalistische Positionen zu beziehen. Dabei sollen hier in traditioneller Weise als humanistisch jene Positionen verstanden werden, die das Besondere des Menschseins (auch gegenüber anderen Lebewesen) hervorheben. Im Gründungsmanifest der Humanistischen Psychologie (vgl. Quitmann 1985) wird, in Kontraposition zur Psychoanalyse und vor allem zum Behaviorismus, gegen eine reduktionistische Einengung des Forschungshorizontes die Ausrichtung auf eine spezifisch menschliche Thematik wie Wertempfinden, Sinnbedürfnis, Kreativität, Selbstverwirklichung gefordert und in der Phänomenologie sowie der Existenzphilosophie werden wichtige Leitwissenschaften gesehen. Dies bedeutet eine nachdrückliche Distanzierung von jedem naturalistischen Reduktionismus, wie man ihn besonders im Behaviorismus verwirklicht sah.

Rogers, Gründungsmitglied der Humanistischen Psychologie, hat nun allerdings zur Veranschaulichung seines Konzeptes der Aktualisierungstendenz (im Folgenden AT) Hinweise gegeben, die einen gewissen Biologismus nahe legen könnten. So hat er etwa in der von Driesch gezeigten Wachstumspotenz geteilter Seeigelleier ein Indiz für die Gültigkeit seines Modells der AT gesehen (Rogers/Wood 1974a). Rogers sieht in der „Tendenz zur Entfaltung“, in dem „Drang zur Selbstaktualisierung“, die „Haupttriebfeder des Lebens“, und sie ist für ihn „letztlich die Tendenz, von der die ganze Psychotherapie abhängt“ (Rogers 1961a, 49). Diese Entfaltungstendenz ist nach Rogers nicht nur den Menschen eigen, sondern allen Lebewesen. Die Tendenz zur zunehmenden Komplexität sieht er in scheinbar gleicher Weise in der Koloniebildung von Korallenriffen. Der Mensch ist in dieser Tendenz nur ein Teil des Evolutionsstromes. Der „Trieb zur Selbstvervollkommnung“, diese „formative Tendenz“, durchzieht das ganze Universum und bestimmt letztlich auch die Bewegung der Gestirne. Der Mensch muss auf diese Kraft in sich hören, er muss sich von ihr tragen lassen (Rogers 1980a, 69–84). Der hier zunächst nahe liegende Vorwurf des Naturalismus bzw. des Biologismus ist zu klären und zu differenzieren.

Einerseits führt Rogers in diesem Zusammenhang auch humanistische Aspekte ein, so etwa, wenn er schreibt, dass es sich bei der AT um „einen Trieb zur Selbstvervollkommnung“ handle, die auch eine „gesteigerte Selbst-Bewusstheit“ impliziert und es ermöglicht, eine freiere, eine „aufgeklärtere Wahl“ zu treffen (Rogers 1980a, 78). Deziert humanistisch gedacht ist es, wenn Rogers (1961a, 171) schreibt: „Vor allem entwickelt sich der Klient in Richtung auf Autonomie. Damit meine ich, dass er es ist, der nach und nach die Ziele auswählt, wohin er sich entwickeln möchte. Er übernimmt die Verantwortung für sich selbst. ... Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, dass sich meine Klienten heiter oder zuversichtlich in diese Richtung bewegen. Keinesfalls. Die Freiheit, sich selbst zu

sein, ist eine beängstigende, verantwortungsbeladene Freiheit; das Individuum bewegt sich vorsichtig, ängstlich und anfangs fast ohne Vertrauen darauf zu.“ Die Selbstverwirklichung wird hier also nicht als naturhaftes Wachstum gesehen, sondern als ein personhaftes Ringen um „Eigentlichkeit“ und „Jemeinigkeit“ (Heidegger 1929, 42f.). Rogers argumentiert hier ganz subjekttheoretisch.

Andererseits ist zu sagen, dass Rogers mit den oben skizzierten Ausführungen nur einen schwachen, sehr gemäßigten Naturalismus vertritt. Denn er unternimmt nicht die kausal-erklärende Rückführung menschlichen Wesens auf physiologisch-chemische bzw. biologische oder informationstheoretisch definierte Grundbausteine. Schwierig ist es natürlich, wenn Rogers in diesem Sinne naturalistische und humanistische Positionen ohne erläuternde Vermittlung nebeneinander stellt, denn was sollen die oft leidvolle und vom Sinnbedürfnis geprägte Suche nach dem eigenen Selbst und die Wachstumstendenzen des Korallenriffs miteinander gemeinsam haben? Zwar könnte diese Nebeneinanderstellung als ein Versuch verstanden werden, der „Doppelnatur“ des Menschen, sowohl erste wie „zweite Natur“, d. h. sowohl Naturwesen wie Kulturwesen zu sein, gerecht zu werden. Doch fehlt hier die Beschreibung der Brücke zwischen diesen beiden Ebenen.

Allerdings, und hier liegt vielleicht ein Ansatz zu einer Erklärung dieser Unterlassung, zeigt sich bei genauerem Studium der Schriften von Rogers auch bei seinen tendenziell naturalistischen Bezugnahmen nicht ein mechanistischer Physiologismus, sondern eine Nähe zum Neovitalismus und zur Lebensphilosophie mit ihren Konzeptualisierungen „des Lebens“ als einer den ganzen Kosmos durchwirkenden Kraft, als eine schöpferische Potenz der gesamten organischen Natur. Der Drang zur Entfaltung, der „elan vital“ (Bergson 1962), der allen Lebewesen einen unaufhaltsamen Schwung gibt, ist demnach ein nur dem organischen Leben eigenes Merkmal, dass nicht physikalistisch oder mechanistisch gedeutet werden kann. In Frontstellung zum Rationalismus und Kognitivismus sieht Dilthey (1927) im Erleben das zentrale Moment menschlicher Welterschließung und -erkenntnis, das Erleben ist Ausgangspunkt des Fremd- wie des Selbstverstehens. Von diesem Konzept der Lebensphilosophie wurden auch die Gestalt- und Ganzheitspsychologie der Berliner und Leipziger Schule inspiriert. Von diesen Bewegungen wurde wiederum Goldstein (1947) beeinflusst in seinen Beschreibungen des Organismus als einer zur Ganzheitlichkeit und Vollenkung drängenden Organisation.

In diesem Zusammenhang ist letztlich zu fragen, ob es sich bei den geschilderten Bezugnahmen von Rogers überhaupt um einen Naturalismus im engeren Sinne handelt. Denn Rogers reduziert ja keine menschlichen Entitäten auf kausal erklärbares, z. B. neurophysiologische Prozesse, sondern er postuliert nur Verbindungen dieser Entitäten mit einem allgemeinen Naturgeschehen. „Natur“ wird dabei aber gerade nicht kausal-analytisch als verdinglichte Natur im Sinne der Naturwissenschaften beschrieben, sondern organizistisch-holistisch bzw. synthetisch und vor allem auch

antimechanistisch. Aus positivistisch-naturwissenschaftlicher Perspektive wäre von einem spekulativen, hylozoistischen, ja spirituellen Naturverständnis zu sprechen, da Natur hier gleichsam vergeistigt bzw. beseelt als eine allumfassende Einheit erscheint.

Natur als selbstschöpferischer Organismus: Die romantische Naturphilosophie

Fragt man nach den ideengeschichtlichen Wurzeln einer solchen Position, so ist hier die romantische Naturphilosophie eines Schelling (1988) und eines Novalis (1997) zu nennen. Gegen den Rationalismus des 18. Jahrhunderts, gegen das Paradigma einer rationalistischen und dualistischen Weltbetrachtung, in der die Vernunft der Materie, die Intelligibilität der reinen Körperlichkeit, das Subjekt dem Objekt gegenübergestellt wurden, haben die Romantiker die Einheit von Natur und Geist proklamiert. Schelling (1988) wendet sich gegen eine mechanistische Naturauffassung, die die Natur aus toten, atomaren Elementen aufgebaut denkt. Die Natur ist vielmehr von Beginn an von Geist durchdrungen und das Ganze der Natur ist bei ihm ein lebendiger Organismus, der selbstproduktiv danach strebt, die Entzweiung von Geist und Natur zu überwinden und die ursprünglich schon angelegte Einheit sich entfalten zu lassen.

Der Begriff des Organismus als einer ganzheitlich wirkenden und den ganzen Kosmos durchdringenden Kraft, die Vorstellung einer sich aus sich selbst heraus entfaltenden und sich selbst produzierenden Natur, die „natura naturans“, das Konzept der Empathie als ein Verstehen der Natur durch Teilhabe und Mitvollzug, nicht durch distanzierte Beobachtung, das waren Leitideen der romantischen Naturphilosophie.

Rogers selbst dürfte kaum unmittelbaren Kontakt mit den Werken dieser Philosophie gehabt haben. Die Gedanken dieser Philosophie und die des deutschen Idealismus wurden in den USA vor allem durch Emerson (1911) bekannt, mit dem sich Rogers schon in seiner Jugend auseinandersetzte (Korunka 2001). Es ist so wahrscheinlich, dass Rogers über diesen Weg schon früh mit den Ideen der romantischen Naturphilosophie in Berührung kam.

Das romantische Konzept einer beseelten Natur, eines mit Geist erfüllten, allumfassenden Organismus klingt jedenfalls auch bei Rogers an, wenn er sagt, dass der sich voll entfaltende Mensch in dem Wissen handelt, „dass sein totaler Organismus klüger als sein Bewusstsein sein könnte und es oft auch ist“ (Rogers 1961a, 191). Die Klugheit des „totalen Organismus“, die jenseits platter Rationalität in umfassender Ganzheitlichkeit konstruktiv wirkt, dies ist bis in die Begrifflichkeit hinein ein zentraler Topos der romantischen Naturphilosophie. Ihr Grundgedanke taucht in der Lebensphilosophie und im Neovitalismus der Jahrhundertwende sowie, wenn auch mit etwas anderer Akzentsetzung, in der Anthroposophie eines Rudolf Steiner (1990) wieder auf. In unserer Zeit sind Gedanken

dieser Naturphilosophie im Ansatz des New Age eines Fritjof Capra (vgl. 1975; auf den Rogers auch ausdrücklich Bezug nimmt; Rogers 1980a) und in der Ökologiebewegung wieder aktiv. Der letzteren geht es ja um ein neues, d. h. die anthropozentrischen Implikationen von Naturwissenschaft und Technik überwindendes, Verhältnis zur Natur, in dem diese nicht nur als beherrsch- und ausbeutbares Naturding erscheint. Vielmehr soll sie ganz im Sinne der Romantik als ein „beseeltes“, jedenfalls Achtung und Partnerschaftlichkeit gebührendes Wesen angesehen und behandelt werden (Gloy 1996).

Sind die modernen Autopoiesis-Konzepte mit humanistischen Positionen vereinbar?

Es ist umstritten, ob die modernen Selbstorganisationskonzepte mit den Modellvorstellungen autopoietischer Systeme zumindest implizit etwas vom Anliegen der romantischen Naturphilosophie übernommen haben. Immerhin wird auch hier ein gewisser Indeterminismus vertreten und der Blick auf das „Naturding“ scheint sich zu ändern, seit diesem auch gewisse schöpferische Potenzen zuerkannt werden. Rein thematisch besteht hier eine gewisse Nähe. Vom Grundansatz her ist aber eine Differenz auszumachen. Schelling sieht die Natur von Anfang an von Geist erfüllt, und diese ursprüngliche Einheit ist lediglich vom Verständnis der Natur, d. h. auch von ihrem Selbstverständnis, wieder einzuholen: Die Natur muss in der Auseinandersetzung mit dem Geistigen und Schöpferischen wieder ganz zu sich selbst kommen, sie muss ihr ursprüngliches Ganzsein wiedergewinnen.

Die modernen Selbstorganisationstheoretiker dagegen sehen eben diese Selbstorganisation als einen in der realen Zeit sich vollziehenden und mit naturwissenschaftlicher Methodik darstellbaren evolutionären Prozess (Gloy 1996). So bewegen sich die meisten Vertreter dieser Konzepte strikt in den Grenzen naturwissenschaftlicher Forschungslogik, innerhalb derer dem ganzheitlichen Anliegen der Romantik nicht entsprochen werden kann. Zumindest muss offen bleiben, ob hier wirklich schon ein Paradigmenwechsel in der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise eingetreten ist. Aber selbst wenn man hier, wie Rogers, der sich in diesem Zusammenhang auf Prigogine beruft (Rogers 1980a), einen solchen Wechsel sieht, so ist doch zu fragen, ob diese Selbstorganisationsmodelle als paradigmatische Metapher für die Personzentrierte Therapie fungieren sollten. Denn durch den Verzicht auf eine mechanistische Position und die Betonung eines selbstregulativen Wachstumspotenzials sind diese Modelle noch nicht per se humanistisch im Sinne einer Zentrierung auf die menschliche Person. Sofern diese Modelle nur physikalisch-chemische oder biologische Prozesse beschreiben, sind sie naturalistisch.

Für einen Personzentrierten Therapeuten dürfte der Nachweis von Wachstumstendenzen auch bei niedrigen Organismen wenig relevant sein. Er ist auf die personhaften Vollzüge des Lebens

zentriert. Für ihn werden in erster Linie die spezifisch personhaften Formen von Selbstverwirklichung und ihre spezifischen Behinderungen von Interesse sein. Und bei der Frage, wie stark strukturierend oder eben wie nicht-direktiv er bei einem Klienten mit dieser oder jener Störung vorgehen muss oder kann, werden ihm hoch allgemeine biologische Theorien keine Antwort geben können. Das therapeutische Vertrauen in die (natürlich unterschiedlichen) Selbstheilungskräfte von (unterschiedlichen) Patienten ist auf dieser Ebene nicht zu begründen (und auch nicht zu diskreditieren). Die Rechtfertigung einer personzentrierten, die Würde der Person achtenden, die Ressourcen aktivierenden und die Freiheit fördernden Haltung kann nicht auf einer biologischen oder gar physikalischen Ebene erfolgen, sondern nur normativ durch das stringente Konzept eines entsprechenden Menschenbildes und empirisch-wissenschaftlich durch kontrollierte Ergebnisstudien.

Entsprechend „humanistisch“ sollte z. B. auch das Konzept der AT konzeptualisiert werden. Unter humanistischer Perspektive ist die AT nur peripher auch so etwas wie Reifung, vor allem ist sie Selbstbestimmung und Aneignung von Persönlichkeitsstruktur. In der Tat hat sich die Humanistische Psychologie hinsichtlich ihres Menschenbildes, wie schon aus ihren Gründungsmanifesten hervor geht, auf Positionen der Phänomenologie und vor allem der Existenzphilosophie festgelegt (Bühler/Allen 1974). Das bedeutet, dass so etwas wie Selbstwerdung nicht als quasi pflanzenhafte Entfaltung, sondern eher als Intentionalität, also als interessiertes Bezogensein und als Verwirklichung eines Entwurfes, als Wahl eines handlungsleitenden Selbstkonzeptes gedacht werden muss (Sartre 1965). Aus der Perspektive der Humanistischen Psychologie ist die Selbstverwirklichung nicht als ein naturhaft-subjektloses Wachstum, wie selbstorganisiert auch immer, sondern als personaler Akt, als Entscheidungsprozess für das innere Schicksal, als Entschlossenheit für die eigenen Seinsmöglichkeiten zu definieren.

So muss unter einer humanistischen Perspektive auch der Versuch einiger Autoren des Personzentrierten Ansatzes (neben Rogers selbst 1980a, u. a. Biermann-Ratjen/Eckert/Schwartz 1995; Höger 1993; Kriz 1999), Referenzen bei den Naturwissenschaften zu suchen, als problematisch erscheinen. Hier sind es besonders die Diskurse um Konzepte der Selbstorganisation, wie sie in der Physik und der Biologie geführt werden (Eigen 1987; Prigogine 1979; Prigogine/Stengers 1986; Varela/Maturana/Uribe 1974), auf die im Sinne einer Bestätigung des Aktualisierungsmodells der Personzentrierten Psychotherapie verwiesen wird. Dabei mag es dem flüchtigen Leser manchmal erscheinen, als würde in den z. B. in der Thermodynamik beobachteten Phänomenen der Selbstregulation von Ordnungszuständen verschiedener Flüssigkeiten fast ein Indiz für die Berechtigung des Selbstheilungspostulats in der Psychotherapie gesehen werden. Selbstregulationsprozesse in der Biologie oder gar in der Physik taugen aber natürlich höchstens als

Metapher, um das, was in den Human- und Kulturwissenschaften mit Selbstbestimmung und Autonomieentfaltung gemeint ist, gewissermaßen gleichnishaft zu veranschaulichen. Zwar wird durch gelegentliche Verweise auf die biologische Forschung noch kein Naturalismus etabliert, aber gerade wo ein solcher nicht intendiert wird, ist der Sinn solcher Verweise zu erläutern.

Selbstorganisationsprozesse werden in der Biologie völlig apersonal und subjektlos gedacht. Die durch Rückkoppelungsprozesse sich selbst steuernde Maschine ist hier oft die leitende Modellvorstellung. Maturana (1982) betont ausdrücklich, dass es sich bei seinen Überlegungen zunächst um eine rein mechanistische Theorie handle (vgl. Weingarten 1993). So würde es sich eigentlich für Vertreter der Humanistischen Psychologie merkwürdig ausnehmen, in solchen maschinentheoretischen Entwürfen eine Referenz für die eigene Position zu suchen. Dieses Problem wird auch dadurch nicht entschärft, dass in Selbstorganisationstheorien, so etwa in den kognitiven Neurowissenschaften der Ursache-Wirkungs-Zusammenhang sehr viel komplexer und weniger eindeutig determiniert konzipiert wird. Denn ein wichtiger Gründungsimpetus der Humanistischen Psychologie bestand ja gerade in einer Rückbesinnung auf das Eigentliche des Menschseins, auf das „Humanum“, auf das Personsein, also auf das, was an ihm gerade nicht „Natur“ ist. Dies implizierte damals ein sich Absetzen von jenem Naturalismus, wie man ihn im Behaviorismus und der frühen Verhaltenstherapie wegen ihrer reflexologischen Konzepte und in der Psychoanalyse wegen ihrer triebenergetischen und deterministischen Vorstellungen verwirklicht sah. Der Begriff „Wachstum“ muss also aus der Perspektive der Humanistischen Psychologie etwas ganz anderes bedeuten als in der Biologie. Wenn man Bezugspunkte dieses Konzeptes außerhalb der Psychologie benötigt, wären sie eher in den Kulturwissenschaften als in der Biologie oder Physik zu suchen.

Die Kulturgeschichte als konstitutives Moment eines humanistischen Ansatzes

Das Besondere des Menschseins, das also, was den Menschen zur Person macht und ihn von Pflanzen und Tieren unterscheidet, besteht in der Möglichkeit, so etwas wie Kultur auszubilden, d.h. zwischen sich und die Welt eine Praxis des Deutens und des Sinngebens zu stellen, und hier zeigt sich vor allem seine Potenz zur kreativen Entfaltung und Selbstbestimmung. Sein je besonderes Verhältnis zur Welt ist dem Mensch nicht einfach unmittelbar, d. h. „von Natur aus“ gegeben, sondern er versucht es in Magie, Mythos und Religion zu bestimmen, zu definieren. Diese Praxis des Deutens und des Sinnsetzens hat ihre Geschichte, die einher geht mit dem Prozess der zunehmend komplexeren Vergesellschaftung des Menschen. Ist nicht in dieser Geschichte von der frühen Steinzeit bis heute eine besonders nachdrücklicher (wenn auch im Ergebnis ambivalenter) Beweis für das Wirken der AT zu sehen? Ist es da noch nötig

aufzuweisen, dass sich in einem sehr entfernten Sinne analoge Tendenzen auch auf biologischer Ebene beschreiben lassen?

Das einzelne Individuum wirkt jeweils an dieser kulturgeschichtlichen Entwicklung mit, gleichzeitig wird es von ihr geprägt. Deshalb ist so etwas wie der organismische Bewertungsprozess auch keinesfalls naturwüchsig, vielmehr ist er auf weite Strecken das Produkt einer Kulturgeschichte. Es gehen in ihn die zivilisationsgeschichtlich bedingten Änderungen und Neubildungen von Mustern des Wertens, Fühlens und Erlebens ein. Die ausgeprägte Abhängigkeit scheinbar ursprünglichen Fühlens und Werterlebens von kultur- bzw. zivilisationsgeschichtlichen Prozessen hat überzeugend Elias (1976) nachgewiesen. Es liegt demnach jeweils eine Täuschung vor, wenn wir etwa in dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung und dem Gefühl beglückender Freiheit und Unabhängigkeit den Eindruck eines ganz authentisch-individuellen und unvermittelten Erlebens haben (Jüttemann 1995). Vielmehr handelt es sich hier um ein kulturgeschichtlich vielschichtig vermitteltes Erleben. Der Steinzeitmensch (und auch noch der Mensch vieler Epochen nach ihm) hätte mit der Rede vom Bedürfnis nach Selbstverwirklichung nichts anzufangen gewusst, auch wenn man sich sehr um eine angemessene Übersetzung bemüht hätte. Auch andere Gefühle, wie etwa das der erotischen Liebe, sind in ihren jeweiligen Ausprägungen kulturgeschichtlich geformt. Dennoch erscheinen sie dem einzelnen Individuum wie etwas ganz Originäres, aus ihm selbst Kommendes. Weil die Sozialisation des Menschen zu Strukturbildungen führt, die ihn kulturell Vermitteltes wie unmittelbar Eigenes, wie etwas ganz Organismisches erleben lässt, hat man auch von der Ausbildung einer zweiten Natur als für den Menschen konstitutiv gesprochen (Rath 1994). Wenn der PCA seinem Anspruch, das spezifisch Personhafte zu thematisieren, gerecht werden will, muss er sich in seinen Begründungen vor allem auf diese „zweite Natur“ beziehen und in seinen Konzeptbildungen das Aufeinanderbezogensein von Individual- und Kulturgeschichte berücksichtigen, dann muss er auch Historische Psychologie sein (Jüttemann 1995). In der Konsequenz einer humanistischen Position liegt natürlich besonders die Berücksichtigung der individuellen Geschichtlichkeit eines jeden Menschen (Zurhorst 1987), die z. B. den Wandel der verschiedenen Facetten der AT im Verlaufe des menschlichen Lebens konzeptualisiert und dabei die AT als das Ergebnis einer sowohl individuellen wie kollektiven, d. h. zivilisationsgesellschaftlichen, Bildungsgeschichte erscheinen lässt.

Im Sinne der Möglichkeit des Menschen zur kulturellen Schöpfung, d. h. im Sinne seiner Fähigkeit zur Kreativität, versteht Schmid (1994) die AT, und er expliziert damit das oben Gesagte hinsichtlich eines für die humanistische Sichtweise sehr bedeutsamen Aspektes. Jenseits aller biologischen Notwendigkeiten wirke im Menschen ein Gestaltungsdrang, der ihn zu den Schöpfungen in Dichtung, Kunst und Wissenschaft führt. Diese Kreativität ist in ihren Erscheinungsformen wiederum nur zu verstehen als Ergebnis der „Wirkungsgeschichte“ von kulturellen Schöpfungen anderer (Gadamer 1975).

Wenn heute von einigen Vertretern des PCA versucht wird, die AT unter systemtheoretischer Perspektive zu beschreiben (Kriz 1999), sollte gerade auf diese Zusammenhänge Bezug genommen werden. Denn konzipiert man das Individuum als selbstorganisiertes System, so ist hinsichtlich der Handlungen und Entscheidungen dieses „Systems“ seine Auseinandersetzung mit der sozialen und kulturellen Umwelt bedeutsam. Allerdings tendieren systemtheoretische Ansätze generell dazu, das System „Individuum“ apersonal und subjektlos zu konzipieren (Habermas/Luhmann 1971), weshalb ihre Übernahme als erklärende Einheiten anthropologischer Konzeptbildungen innerhalb des PCA nicht ganz vorbehaltlos geschehen kann.

Was bedeutet das Konzept der Ganzheitlichkeit im PCA?

Im PCA, aber auch aber auch in der Humanistischen Psychologie allgemein, wird eine holistische Grundorientierung betont. Aber worauf bezieht sich hier so etwas wie Ganzheitlichkeit, was soll hier als ein Ganzes erscheinen?

Als ein Ganzes ist die menschliche Person zu konzipieren, die mehr ist als die Summe ihrer Teile und auch nicht als primär aufgespalten in verschiedene Konfliktsphären zu denken ist (Ein solch holistischer Entwurf widersetzt sich übrigens auch auf methodologischer Ebene den kausal-analytischen Konzepten der Naturwissenschaften). Nun wurde aber schon oben bei den verschiedenen Zitaten von Rogers angedeutet, dass für diesen der Bezugspunkt dieses Ganzen auch in der Natur „als ganzer“, bzw. im universellen Prinzip des Kosmos zu sehen ist: Der Mensch ist demnach nur als Teil einer kosmischen Einheit angemessen zu verstehen. Dieses Konzept einer gleichsam kosmologischen Ganzheitlichkeit spielte auch, wie gezeigt, in der romantischen Naturphilosophie und ihren modernen Folgeerscheinungen (z. B. der New-Age-Bewegung) eine Rolle. Mit der vor allem für den späten Rogers charakteristischen Position eines „mystischen Universalismus“ habe dieser jedoch, so etwa van Belle (1990), eigentlich die Perspektive der Humanistischen Psychologie als „dritter Kraft“ verlassen, zugunsten einer „vierten Kraft“, der Transpersonalen Psychologie.

Es ist nämlich zu bezweifeln, ob ein Konzept universeller Ganzheitlichkeit mit einer humanistischen, d. h. eben auch personalistischen Sichtweise vereinbar ist. Denn der Humanismus, so wie er sich seit der Renaissance entfaltet hat, impliziert einen gewissen Anthropozentrismus: Im Mittelpunkt steht der Mensch als erlebendes und handelndes Subjekt, als verantwortliche Person, als autonomes Individuum. Humanistische Perspektiven sind also personalistisch und subjekttheoretisch geprägt und schon von daher mit Konzepten kosmologischer Ganzheitlichkeit, die konsequenter Weise auch Positionen einer Transpersonalität implizieren, nicht ohne Weiteres vereinbar. Eher dürfte zwischen einem subjekttheoretisch fundierten Personalismus und einem kosmolo-

gischen Transpersonalismus ein gewisser Widerspruch, zumindest eine unaufgeklärte Argumentationslücke, bestehen.

„Ganzheitlichkeit“ kann aber auch bedeuten, dass die Person und ihre Lebensvollzüge möglichst umfassend und nicht reduktionistisch beschrieben und aus einem Sinnnganzen verstanden werden (Bühler/Allen 1974; Thomae 1968). Nur in diesem Sinne einer personalen Einheit kann und muss so etwas wie Ganzheitlichkeit eine Forderung der Humanistischen Psychologie sein (Diese Position wird auch nicht durch die postmoderne Kritik am Konzept personaler Identität unterlaufen; vgl. Kriz 2002).

Für das Menschenbild des PCA dürften so weder ganzheitliche Konzepte der romantischen Naturphilosophie und ihre modernen Varianten noch die reduktionistischen, kausal-analytischen Modellbildungen der Naturwissenschaften angemessene Referenztheorien sein.

Anwendungsorientierte Konkretisierung der „Aktualisierungstendenz“

Das Konzept der AT und das daraus abgeleitete Selbstheilungspostulat sind in der Allgemeinheit, in der sie häufig diskutiert werden, trivial. Kaum ein Behaviorist und kaum ein Psychoanalytiker würde ihnen auf der Ebene solcher Allgemeinheit widersprechen. Brisanz erhält dieses Konzept erst in seiner Konkretion, wenn es darum geht, es sowohl persönlichkeits-theoretisch ausdifferenzieren als auch das therapeutische Vorgehen bei konkreten Patienten zu begründen. Neben der oben genannten Klärung der Differenz von naturhaft-biologischer und subjekthaft-personaler Ebene innerhalb dieses Konzeptes und damit der Förderung seiner Stringenz wie seiner Komplexität wäre es deshalb auch nötig, es stärker zu operationalisieren, um es für die therapeutische Praxis, z. B. für persönlichkeits- und störungsdiagnostische Belange, tauglicher zu machen.

Was leistet das Konzept der AT für die therapeutische Praxis? Was bedeutet es für die Urteilsfindungen und Entscheidungen des Therapeuten? Eine Antwort ist hier von vornherein nahe liegend. Eine praktische Konsequenz dieses Konzeptes ist das Vertrauen des Therapeuten in die Selbstheilungskraft des Patienten. Das bedeutet auch, worauf Rogers (1961a) bereits hinwies, dass der Therapeut sich nicht ständig unter Druck setzt, unmittelbar verändernd eingreifen zu müssen. Er soll nicht forciert etwas bewirken wollen, sondern sich mit einer heilsamen Gelassenheit darauf beschränken, die inneren Bewegungen des Patienten nachzuvollziehen und dessen Selbstauseinandersetzung anzuregen. In diesem Verzicht auf jeden unmittelbaren Änderungszwang ist ein wichtiges Moment der Personenzentrierten Therapie zu sehen. Diese Distanz zu einer technokratischen Kontrollideologie ist auch ein wesentliches Merkmal der Humanistischen Psychologie.

Ein solcher Änderungsoptimismus wirkt Ressourcen mobilisierend und damit therapeutisch konstruktiv. Andererseits könnte es gerade die Überzeugung von der in jedem Patienten unzerstörbar wirkenden Selbstheilungskraft gewesen sein, die einer detaillierten Theoriebildung insofern im Wege stand, als sie überflüssig erschien. Sobald jedoch erwogen wird, ob zumindest bestimmte psychische Störungen eine Behinderung gerade der AT darstellen, ergäbe sich die Modellvorstellungen anregende Frage, welche Aspekte der AT jeweils besonders betroffen sind und welche Aspekte hier überhaupt zu unterscheiden sind.

Darüber hinaus ergäbe sich die Frage, ob und unter welchen Bedingungen das Konzept der AT ein besseres Verstehen des Klienten ermöglicht, ob unterschiedliche Störungen und Lebensverläufe durch die Anwendung dieses Konzeptes besser verstanden werden können. Das Erschließen einer möglichen heuristischen Potenz dieses Konzeptes setzt voraus, es zu präzisieren, das heißt, es detailliert und differenzierend zu beschreiben. Eine solche Beschreibung, die auch immer aus einer humanistischen Perspektive erfolgen sollte, soll hier angeregt werden.

Dies bedeutet auch, das Konzept der AT stärker mit Inhalten zu füllen, die es gestatten, Klienten mit konkreten Störungen und Problemkonstellationen unter einer personenzentrierten Perspektive zu beschreiben. Auch sind Verbindungen zu anderen wichtigen Konstrukten personenzentrierter Theorie herzustellen, z. B. dem der Inkongruenz. Die Inkongruenz impliziert konzeptuell eine zumindest partielle Blockade der AT, hieraus ergeben sich viele störungs- und therapietheoretische Fragen.

Die folgenden Ausführungen sind lediglich als Verdeutlichung der hier beschriebenen Aufgabe zu verstehen, sie wollen nicht schon deren Lösung sein. Höchstens kann hier die Richtung angedeutet werden, in der eine mögliche Lösung zu suchen ist. Aus diesem Grund erfolgt auch die Bezugnahme auf Literaturquellen nur sporadisch und vorwiegend nur auf solche Autoren, die sich relativ früh mit dem jeweiligen Thema beschäftigt hatten.

Das Wirken der AT ist an den Gestaltungen menschlichen Lebens, an der Daseinsführung der Person abzulesen. Drei Äußerungsformen und damit drei Beschreibungsdimensionen der AT sollen hier postuliert werden: das Selbstkonzept, die Lebensthematik und die Bewältigungstechnik.

Das Selbstkonzept als Äußerungsform der AT

Auf der Ebene des subjektiven Erlebens zeigt sich die AT im Selbstkonzept. Dieses ist gewissermaßen die subjektiv erlebnishaft Äußerungsform der AT. Rogers (1961a) hatte im Rahmen seiner Selbstkonzeptforschung ein ideales Selbst von einem realen (wahrgenommenen) Selbst unterschieden und in der (mittels dem Q-Sort erfassten) Änderung der Differenz von Ideal-Selbst und Real-Selbst ein wichtiges Erfolgsmaß für die Psychotherapie gesehen. In der

Dynamik dieser Änderung zeigt sich das Wirken der AT. Blockaden der AT sind als Störungen in diesem Selbstsystem zu interpretieren (Epstein 1984). Für die Belange der therapeutischen Praxis, die ein Verstehen unterschiedlicher Klienten mit sehr unterschiedlichen Störungen nötig macht, ist es erforderlich, differenzierende Kategorien zur Beschreibung des Selbstkonzeptes zu entwickeln (Finke 1994). Diese Aufgabe kann hier nicht geleistet werden. Sie setzt eine Berücksichtigung der Selbstkonzeptforschung ebenso voraus wie eine Betrachtung psychischer Störungen unter personenzentrierter Perspektive. Dabei sind auch verschiedene Beschreibungsdimensionen zu berücksichtigen. Neben mehr inhaltlich ausgerichteten Beschreibungsversuchen, auf deren Wichtigkeit hier besonders hingewiesen werden soll, wäre ein mehr formaler Beschreibungsansatz nach folgenden polar geordneten Kriterien denkbar:

- Die Prägnanz bzw. Vagheit des Selbstkonzeptes
- Die Konstanz bzw. Wechselhaftigkeit des Selbstkonzeptes
- Die Feldunabhängigkeit bzw. Feldabhängigkeit des Selbstkonzeptes
- Die positive bzw. negative Selbstwertzuschreibung (positives vs. negatives Selbstkonzept)

Hinsichtlich des letztgenannten Punktes ist die Diskrepanz zwischen Selbstbild und Leitbild bedeutsam, die ja schon in den frühen Ergebnisforschungen von Rogers als Änderungsmaß eine wichtige Rolle spielte. In dieser Diskrepanz drückt sich sehr unmittelbar die Dynamik der AT aus. In der berühmten, die Selbstaktualisierung umschreibenden Formulierung „das Selbst zu werden, das man in Wahrheit ist“ wird diese Diskrepanz zwischen einem Istzustand und einem angezielten Sollzustand benannt. Eine Diskrepanz zwischen dem Selbstbild und dem Leitbild kann motivierend und anregend wirken, das eigene Ideal doch zu verwirklichen. Eine zu große Diskrepanz kann jedoch auch lähmend und entmutigend sein und damit die Selbstverwirklichung blockieren, insbesondere wenn das Selbstbild primär sehr negativ ist. Eine detaillierte Beschreibung dieser Selbstbild-Idealbild-Dynamik scheint gerade vom Anspruch einer humanistischen Position geboten.

Die Lebensthematik als Äußerungsform der AT

Einen eher objektiven, das heißt für die Perspektive des Außenbeobachters zugänglichen, Ausdruck findet die AT in den bedeutsamen Lebensthemen eines Individuums. Diese Themen spiegeln den Sinnhorizont eines Individuums. Sie zeigen die Bedeutungszuschreibungen des Individuums. Sie geben darüber Auskunft, was ihm als Lebensziel wichtig ist, worin es seine mögliche Erfüllung sieht. Diese Lebensthemen reflektieren auch das, was als der Entwurf eines Daseins beschrieben wurde (Heidegger 1927), und sie geben insofern auch Hinweise auf eine mögliche Entwicklungsrichtung. Die Lebensthemen einer Person kennzeichnen auch ihre zentralen

Bedürfnisse und stehen insofern in Zusammenhang mit den Lebensmotiven (Maslow 1954; Murray 1951; Thomae 1968).

Diese Motive können z.B. definiert werden als der Wunsch nach:

- Muße und Kontemplation
- Anregung und Aktivität
- Sicherheit und Bindung
- Bewundertwerden und Berühmtheit
- Kreativität und Leistung
- Gebrauchtwerden und Anerkanntsein
- Geselligkeit und soziale Integration
- Selbstständigkeit und Individualität

Dies ist nur eine sehr willkürliche, begrenzte Auflistung möglicher Lebensthemen. Die Liste ließe sich, und das ist ihre Problematik, fast beliebig verlängern.

Dazu ist allerdings schon vor längerer Zeit gerade von Autoren aus dem Kreis der Humanistischen Psychologie Wichtiges erarbeitet worden, so z. B. von Bühler/Allen 1974, Maslow (1954) und Thomae (1968). Es käme nun darauf an, unter Rückgriff auf diese Autoren einen Katalog von jenen lebensthematischen Kategorien zu erarbeiten, die besonders für den Personenzentrierten Ansatz bedeutsam sind und auf seine Störungs- und Therapietheorie Bezug nehmen.

Bewältigungstechniken als Äußerungsformen der AT

Für das Realisieren der Entwicklungstendenzen und des Entfaltungspotenzials eines Individuums sind auch seine Bewältigungsstrategien und Lebenstechniken bedeutsam. Diese können die Verwirklichung dieses Potenzials fördern, aber auch behindern. Im letzteren Fall könnte von dysfunktionalen Techniken oder Verhaltensweisen die Rede sein. Ursache solcher dysfunktionaler Verhaltensweisen ist oft eine Inkongruenz, also eine Unvereinbarkeit von verschiedenen Lebensthemen bzw. -bedürfnissen, in deren Dienst diese Bewältigungsstrategien stehen. Hier handelt es sich oft um einen Konflikt zwischen Selbsterhaltung und Selbstentfaltung. Lebenssichernde und bewahrende Tendenzen stehen gegen lebenssteigernde, explorative und kreative Bedürfnisse. Oft behindern Strategien, die im Dienste der ersteren stehen, jede Kreativität und damit oft jede Entfaltung noch nicht realisierter Möglichkeiten. Es lassen sich so den eher regressiven, abwehrenden Techniken progressive, entwicklungsfördernde Verhaltensweisen gegenüber stellen.

Diese Ausführungen sollten, wie gesagt, nur ein kurzer Hinweis auf einen möglichen Aspekt der Entwicklung eines personenzentrierten Begriffsinventars sein. Insgesamt kommt es darauf an, das Konzept der AT so zu operationalisieren, zu konkretisieren und zu spezifizieren, dass es möglich wird, Zustände von Gestörtheit und Lebensverläufe von Klienten unter einer personenzentrierten und humanistischen Perspektive differenzierter als bisher zu beschreiben.

Literatur

- Biermann-Ratjen, E.-M. / Eckert, J. / Schwartz, H.-J. (1995), Gesprächspsychotherapie. Verändern durch Verstehen, Stuttgart (Kohlhammer) ⁷1995
- Bergson, H. (1962), *L'energie spirituelle*, Paris (Presses Universitaires de France)
- Bühler, Ch. / Allen, M. (1974), *Einführung in die Humanistische Psychologie*, Stuttgart (Klett) 1972
- Capra, F. (1975), *The Tao of physics*, Bolder Colorado (Shambala)
- Dilthey, W. (1927), *Erleben, Ausdruck und Verstehen*, in: *Gesammelte Schriften*. Bd. VII, Leipzig-Berlin (Teubner)
- Eigen, M. (1987), *Stufen zum Leben*, München (Beck)
- Elias, N. (1976), *Über den Prozeß der Zivilisation*. Bd. 2, Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Emerson, R. W. (1911), *Nature*, London (Harrap)
- Epstein, S. (1984), *Entwurf einer integrativen Persönlichkeitstheorie*, in: Philipp, S.-H. (Hg.), *Selbstkonzeptforschung. Probleme-Befunde-Perspektiven*, Stuttgart (Klett-Cotta) ²1984, 15–45
- Finke, J. (1994), *Empathie und Interaktion – Methodik und Praxis der Gesprächspsychotherapie*, Stuttgart (Thieme)
- Gadamer, H. G. (1975), *Wahrheit und Methode*, Tübingen (Mohr)
- Gloy, K. (1996), *Das Verständnis der Natur*. Bd. II, München (Beck)
- Goldstein, K. (1947), *Human nature in the light of psychotherapy*, Cambridge (Harvard University Press)
- Habermas, J. / Luhmann, N. (1971), *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?*, Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Heidegger, M. (1927), *Sein und Zeit*, Tübingen (Niemeier), 1963
- Höger, D. (1993), *Organismus, Aktualisierungstendenz, Beziehung – Die zentralen Grundbegriffe der Klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie*, in: Eckert, J. / Höger, D. / Linster, H. (Hg.), *Die Entwicklung der Person und ihre Störung*. Bd. 1, Köln (GwG), 17–41
- Jüttemann, G. (1995), *Historische Psychologie in gegenstandskritischer Absicht*, in: Jüttemann, G. (Hg.), *Wegbereiter der Psychologie. Der geisteswissenschaftliche Zugang – von Leibniz bis Foucault*, Weinheim (Beltz/PVU) ²1995, 507–533
- Korunka, C. (2001), *Die philosophischen Grundlagen und das Menschenbild des Personenzentrierten Ansatzes*, in: Frenzel, P. / Keil, W. W. / Schmid, P. F. / Stözl, N. (Hg.), *Klienten-/Personenzentrierte Psychotherapie. Kontexte, Konzepte, Konkretisierungen*, Wien (Facultas), 33–56
- Kriz, J. (1999), *Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner*, Wien (Facultas/UTB)
- Kriz, J. (2002), *Was kann „personenzentriert“ am Beginn des 21. Jahrhunderts bedeuten?*, in: Iseli, C. / Keil, W. W. / Korbei, L. / Nemeskeri, N. / Rasch-Owald, S. / Schmid, P. F. / Wacker, P. (Hg.), *Identität – Begegnung – Kooperation, Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende*, Köln (GwG), 37–49
- Maslow, A. (1954), *Motivation und Persönlichkeit*, Reinbek (Rowohlt), 1984
- Maturana, H. (1982), *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung der Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*, Braunschweig (Vieweg)
- Murray, H. A. (1951), *Some basic psychological assumptions and conceptions*, in: *Dialectica* 5, 266–292
- Novalis (von Hardenberg, F.) (1997), *Die Lehrlinge zu Sais*, Stuttgart (Reclam)
- Prigogine, I. (1979), *From being to becoming*, San Francisco (Freeman)
- Prigogine, I. / Stengers, I. (1986), *Order out of chaos: Mans new dialogue with nature*, London (Flamingo)

- Quitmann, H. (1985), Humanistische Psychologie. Zentrale Konzepte und philosophischer Hintergrund, Göttingen (Hogrefe)
- Rath, N. (1994), Jenseits der ersten Natur. Kulturtheorie nach Nietzsche und Freud, Heidelberg (Asanger)
- Rogers, C. R. (1961a), Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten, Stuttgart (Klett), 1973
- Rogers, C. R. (1980a), Der neue Mensch, Stuttgart (Klett-Cotta), 1981
- Rogers, C. R. / Wood, J.K. (1974a), Klientenzentrierte Theorie, in: Rogers, C. R., Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie, München (Kindler) 1977, 131–165
- Röska-Hardy, L. (2002), Die Naturalisierung des Geistes, in: Rösen, J. (Hg.), Jahrbuch 2001/2002 des Kulturwissenschaftlichen Institutes im Wissenschaftszentrum NRW, Essen (Eigenverlag), 130–150
- Sartre, J.-P. (1965), Der Existentialismus ist ein Humanismus, Reinbek (Rowohlt)
- Schelling, F. W. J. (1988), Einleitung zu Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, Stuttgart (Reclam)
- Schmid, P. F. (1994), Personzentrierte Gruppenpsychotherapie, Bd. 1, Köln (Edition Humanistische Psychologie)
- Steiner, R. (1990), Wie erlangt man Erkenntnisse von höheren Welten?, Dornach (R. Steiner Verlag)
- Thomae, H. (1968), Das Individuum und seine Welt, Göttingen (Hogrefe)
- Van Belle, H. A. (1990), Rogers' later move toward mysticism: Implications for Client-centered therapy, in: Lietaer, G./Rombauts, J./Van Balen, R. (Eds.), Client-centered and Experiential psychotherapy in the nineties, Leuven (Leuven University Press), 47–57
- Varela, F. G./Maturana, H. R./ Uribe, R. (1974), Autopoiesis: The organization of living systems. Its characterization and a model, in: Biosystems 5, 187–196
- Weingarten, N. (1993), Organismen – Objekte oder Subjekte der Evolution?, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgemeinschaft)
- Wingert, L./Kettner, M. (2002), Was macht eine Lebensform human?, in: Rösen, J. (Hg.), Jahrbuch 2001/2002 des Kulturwissenschaftlichen Institutes im Wissenschaftszentrum NRW, Essen (Eigenverlag) 339–342
- Zurhorst, G. (1987), Die Dimension der Subjektivität in der Biographieforschung, in: Jüttemann, G./Thomae, H. (Hg.), Biographie und Psychologie, Springer (Heidelberg), 97–107

Autor:

Finke, Jobst, Dr. med., Facharzt für Psychotherapeutische Medizin, Facharzt für Neurologie und Psychiatrie. Stellvert. Vorsitzender der ÄGG, Ausbilder in der GwG, Weiterbilder der Ärztekammer Nordrhein. Buchpublikationen: Empathie und Interaktion – Methodik und Praxis der Psychotherapie. Thieme-Verlag. Beziehung und Intervention – Interaktionsmuster, Behandlungskonzepte und Gesprächstechnik in der Psychotherapie. Arbeitsschwerpunkte: Persönlichkeits- und therapie-theorie des PCA, Störungsbezogene Konzepte in der Psychotherapie, Emotionspsychologie.

Korrespondenzadresse:

*Dr. Jobst Finke
Psychiatrische Landes- und Hochschulklinik
Barkhovenallee 171
D-45239 Essen
E-Mail: jobst-finke@uni-essen.de*